Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 11

Artikel: Wir, die Frau Abwart
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066140

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

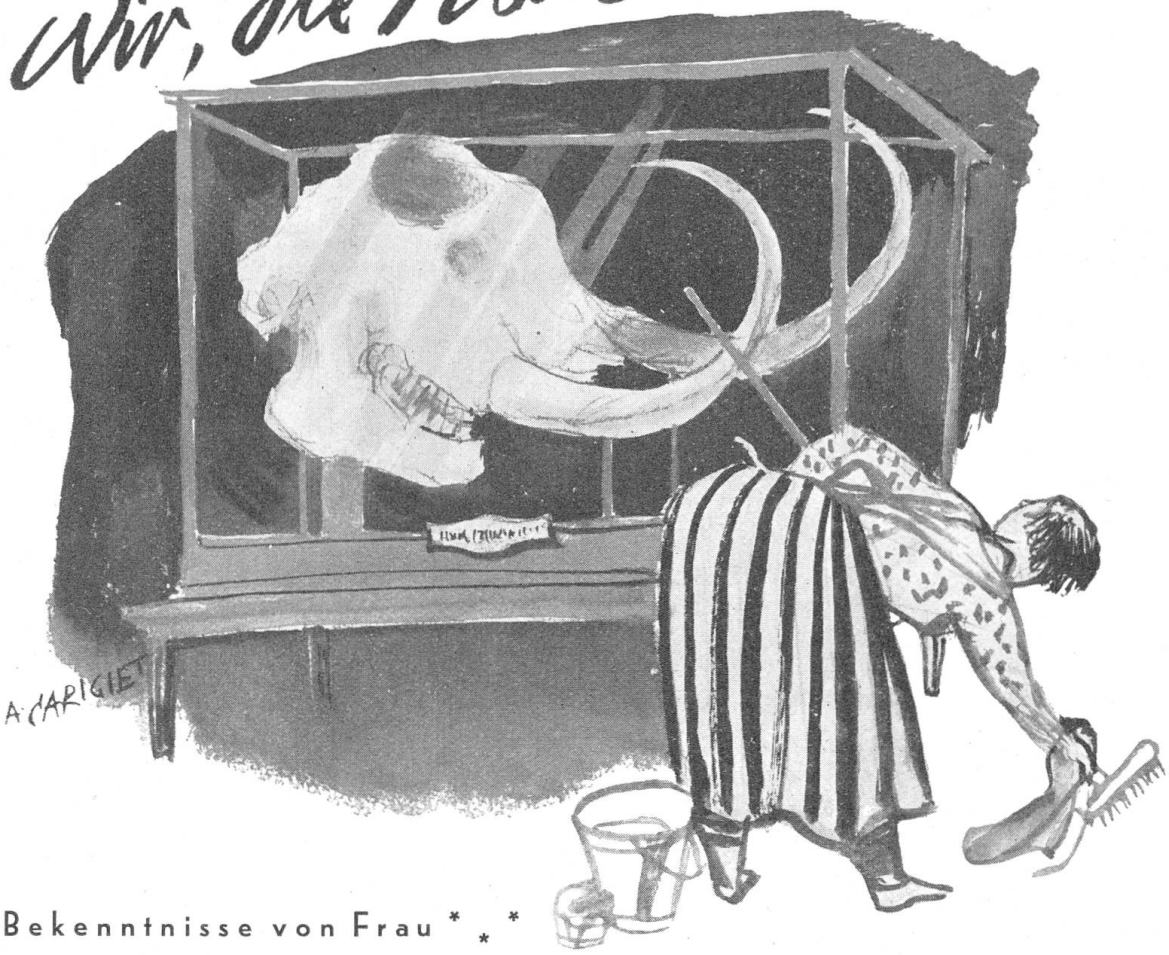
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wir, die Frau Abwart



Bekenntnisse von Frau * * *

Illustration von Alois Carigiet

Ich würde nie etwas Schlechtes von einer Verwandten sagen. Obschon es, zugegeben, in jeder Verwandtschaft die eine oder den andern gibt, von welchem man nicht recht weiss, wie sie dazugekommen sind, oder bei welchen man dieses oder jenes gern etwas anders hätte. Aber ich sage mir: Verwandt ist schliesslich immer verwandt.

Ich würde gar nichts gegen meine Tante Benteli sagen, schon weil sie die Erwartungen, die man mit Recht in sie setzen durfte, erfüllte. Was das Bare betrifft, so schaute nicht viel heraus. Aber das Kommödli ist von ihr und fünf Ballen Rohleinen. Es ist wahr, damals, als ich diese erbte, konnte ich damit nicht viel anfangen. Ich habe es zwar mit einem Leintuch probiert, nur hat dann mein Mann aufbegehrt. Er wolle sich zwar nicht mit der Prinzessin und der Erbse vergleichen, aber ein Fakir sei er auch nicht. Da ziehe er das Baumwollene vor, die Leinwand sei ihm zu rauh. Aber jetzt ist ja Leinen die grosse Mode. Ich habe mir eine ganzes Kostüm davon gemacht und eine Tasche, die dazu passt, hochmodern! Und meiner Nichte, dem Gritli, musste ich ein grosses Stück von dem Ballen abschneiden, als sie mich in dem

Kostüm gesehen hat. Sie will sich sogar einen Hosenrock davon machen. Hier würde ich das nicht dulden, aber in Zürich sollen sie meinetwegen machen, was sie wollen.

Übrigens ist es ja auch nichts Schlechtes, was ich von meiner Tante Benteli sagen will. Besonders da sie ja jetzt schon 20 Jahre lang tot ist. Sie war eine herzensgute Frau, nur hatte sie eine etwas grosse Nase, wie das etwa bei ältern Leuten vorkommt, und auf dieser Nase hatte sie noch eine Warze und nicht zu knapp. Ich weiss jetzt nicht, wie das gekommen ist, aber jede Fliege, die herum war, wollte sich immer gerade auf diese Warze setzen, und wenn man in diesem Fall ein Kind ist, so lacht man unwillkürlich heraus. Aber das hat meine Tante schwer übelgenommen. Sie sagte, das ist die grösste Unhöflichkeit, die es gibt, einem Menschen gerade ins Gesicht zu lachen. So habe ich mir also schon früh angewöhnt, es nicht zu tun. Aber neulich, bei der Frau Kunfermann, konnte ich mich doch nicht mehr zurückhalten. Ich war nämlich bei ihr zum Tee. Es war noch während jener Regenperiode, und sie hat mir eine ganze Stunde lang vorgejammert, wie sie an nichts anderes denken könne als ans Putzen. Zuerst habe ich es noch verdrückt und, um mich zu beherrschen, eins von den guten Mürbeteiggutzeli nach dem andern heruntergewürgt. Aber schliesslich habe ich ihr doch offen ins Gesicht gelacht. Die war baff!

« Frau Kunfermann », habe ich gesagt, « da müssen Sie schon gestatten, dass ich lache, herzlich, gewissermassen. Sie haben drei Zimmerböden zu Hause und einen einzigen Mann, und dieser einzige läuft noch in den Finken herum, denn dazu sind Sie, so wie ich Sie kenne, Frau genug, dass er nicht in den Schuhen herumschlarpt. Stimmt's? »

Das hat sie zugeben müssen.

« Gut », sagte ich, « bei mir laufen drei Mannenvölker in Schuhen herum, und als der Gusti noch nicht verheiratet war, sind es vier gewesen. Und dabei kommt mein Mann manchmal vom Pflanzplätz. Und was meinen Sie, was der Röbi für Schuhe heimbringt, wenn der nach der Schule noch zum Tschuten gegangen ist? Und dabei kommt mir das Putzen der Wohnung, wenn ich an das Museum denke, wie ein Bettmümpfeli vor, nach einem langen strengen Tag. »

Die Frau Kunfermann möchte ich einmal sehen, wenn sie das Museum besorgen müsste. Aber das ist ja meistens so, je weniger eine Arbeit hat, desto mehr meint sie, müsse sie grochsen. Was mich betrifft, so würde das bei mir nichts abtragen. Ich behalte meine gute Laune.

Natürlich lächle ich schon auch nicht vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Ich bin schliesslich kein Japaner. Manchmal kann ich ganz höllisch taub werden. Wer es nicht glaubt, frage nur meinen Mann. Dann nehme ich nämlich kein Blatt vor den Mund. Aber nach einer Viertelstunde ist meistens alles wieder versurrt, und dann ist uns beiden wieder wohl.

Grund zum Taubwerden hätten wir Abwartsfrauen oft genug. Zum Beispiel wegen den Leuten, die einem siebenmal im Tag über alle Treppen hinuntersprengen können, wenn sie gar nicht ins Museum wollen. Daran, dass wir ausgerechnet zuoberst wohnen müssen, sind sie zwar nicht schuld. Das ist ein Kapitel für sich und geht die Professoren und Architekten an, die noch nie ein Museum gebaut haben, indem sie zuerst den Abwart fragten, wie es am besten wäre; darum sind auch viele Museen so unpraktisch. Aber item, wenn man sagt, in der Schweiz seien wir alle so gebildet, so sollte man meinen, die meisten von uns könnten doch zum mindesten lesen. Aber dass einer auch wirklich liest, das ist die grösste Ausnahme. Erstens steht am Museum gross angeschrieben, dass es ein M u s e u m ist, und zweitens heisst es bei der Glocke ganz deutlich, dass nur M u s e u m s b e s u c h e r läuten sollen (das n u r hat mein Mann noch mit schwarzem Tusch dick unterstrichen), drittens, dass das Museum am Werktag

von 9–12 und 2–4 und am Sonntag von 10–12 und 2–5 geöffnet ist.

Wenn es also am Dienstag um viertel nach acht läutet, so müsste ich eigentlich gar nicht hinuntergehen, um zu sehen, was los ist; aber wenn es dann schellt, als ob die ganze Stadt in Flammen stehe, springt man eben doch vom Betten weg. Und meinen Sie, es steht dann einer da, der ins Museum will? Weit gefehlt! Wenn es gut geht, ist es jemand, der zum Zahnarzt Bohnenblust will, der drei Häuser weiter unten wohnt. Man sollte glauben, das sei nicht möglich, aber es kommt alle paar Wochen vor. Allerdings sind das dann meistens Leute vom Land.

Aber die brauchen sich nicht etwa zu schämen. Es kommt mindestens so oft vor, dass Professoren oder andere gelehrte Häuser, die von auswärts kommen, bei uns läuten, obwohl sie ins Kunstmuseum wollen und nicht zu uns. Die Gelehrten habe ich sonst noch ganz gern, sie kommen zwar manchmal auch zur Unzeit, aber wenn sie bei der rechten Sammlung sind, dann weiss man, « sie sind versorgt », und man braucht ihnen nicht mehr nachzurennen.

Dass die Professoren zerstreut sind, ist aber nicht nur ein Märchen. Von einem, der fast jede Woche einmal kommt, haben wir manchmal drei Regenschirme hier, dann kommt von Zeit zu Zeit das Dienstmädchen und sammelt sie ein; es sind aber immer nur ganz billige, baumwollige. Und da liegt eben der Fehler. Wenn er mein Mann wäre, so wollte ich ihm diese Vergesslichkeit in aller Güte schon abgewöhnen, nämlich so: Er müsste sich einen ganzseidenen Schirm kaufen, mit einem schweren Silbergriff, für Fr. 50 oder mehr, und aus seinem eigenen Taschengeld. Das würde ihm das Vergessen verleiden.

Einem andern Professor hingen immer weisse Bändel von den Unterhosen über die Schuhe hinunter, und wenn man ihn darauf aufmerksam machte, sagte er sehr höflich « danke »; aber einmal hat er daraufhin den linken Schuh ausgezogen, ihn mit Kopfschütteln betrachtet und wieder angelegt, und die weissen Bändel hingen genau so fröhlich unten aus den schwarzen Hosenbeinen heraus wie vorher. Da tröste ich mich dann wieder darüber, wenn mein Mann wieder das verschwitzte Hemd angezogen hat, trotzdem ich ihm ein frisches parat legte. Das kann mich sonst wütend machen, denn in unserm Museum soll alles sauber sein, auch das Hemdenprisli vom Abwart. Wenn ich in irgendeine andere Stadt komme, dann gehe ich meist zuerst in die Museen und sehe mich um; aber ich kann ohne Eigenlob sagen, dass unser Museum sich in der Schweiz ruhig sehen lassen kann, und zwar sowohl mit den interessanten Sammlungen wie mit der Sauberkeit. Bei uns sieht man es schon, dass ich noch überall selber Hand anlege. In grössern Museen oder in Schulhäusern muss die Abwartsfrau natürlich nicht mehr selber putzen, sondern nur noch den Putzfrauen nachgehen, aber das will auch verstanden sein. So eine Putzbrigade recht anzuführen ist vielleicht nicht viel einfacher als im Manöver über eine Kompagnie zu befehlen.

* * *

Am Anfang schien mir das fast am schlimmsten zu sein an unserm Beruf, dass man am Sonntag immer angebunden ist. Aber man schätzt dann einen Abendspaziergang doppelt, und wenn wir alle paar Monate eine Aushilfe nehmen und mit der ganzen Familie irgendeine Tour machen, dann ist das ein besonderes Ereignis. Schade ist nur, dass es in den letzten Jahren an Auffahrt und Pfingsten, wo wir geschlossen haben, so manchmal regnete.

Vom Wetter sind wir überhaupt noch

mehr abhängig als man glaubt. Wenn es zum Beispiel am Sonntag schön ist, dann kommen im Sommer fast keine Leute, wohl aber im Winter. Wenn es ganz unfreundlich ist, dann bleiben im Winter die Leute daheim, aber im Sommer kommen sie dann oft zum Zeitvertreib ins Museum; manchmal auch nur, um ein Gewitter abzuwarten. Schlechtes Wetter bringt mir eben auf alle Fälle mehr Arbeit. Manchmal könnte man sich ja schon ärgern, wenn man gerade alle Fenster geputzt hat und nachher ein Gewitter kommt, wo zuerst der Staub herumwirbelt und nachher die Tropfen von allen Seiten kommen. Oder wenn man an nichts Böses denkt und alle Fenster sind offen, und plötzlich kommt es wie mit Giesskannen schräg herein: da kann man dann rennen, aber wenn man zum 24. Fenster auf der Wetterseite kommt, ist sicher schon ein kleiner See da.

Wenn die Museumsbesucher übrigens wüssten, wieviel Mühe man hat, die Spiegelscheiben immer blank zu halten, würden sie vielleicht weniger Fingerabdrücke daran zurücklassen. Wenn ich mit dem Hirschleder durch alle Säle gegangen bin, und es wird nachher gerade eine Schule angemeldet, dann reut mich allerdings die Arbeit, denn dann kann ich wirklich nachher wieder von vorn anfangen. Wir haben unheimlich viel Schulen, und das ist auch recht, denn die Kinder können da viel lernen; aber für mich ist es nicht immer angenehm. Meist kommen sie auf irgendeinem Ausflug vom Lande her, und alle diese fünfzig oder hundert Schuhe, die vorher durch den Wald oder auch durch den Sumpf gegangen sind, trappeln nun über meine saubern Böden. Da kann man lang bei der Tür stehen und ermahnen: «Schueh abbutze!» Und meist sind die Kleinen dann ein wenig müde und ungeduldig, und in der Regel haben sie beim Kiosk Schokolade und Schleckereien gekauft, und nachher streichen sie allen Schaukasten entlang und drücken die Nasen an die Scheiben und patschen alle fünf schmierigen Finger daran. Da

Eugen Früh — Federzeichnung

sehen interessante Stellen nachher oft aus wie eine Malerpalette!

Und doch möchte ich nicht mehr mit einer andern Abwartsstelle tauschen. Wir haben in unserer Bekanntschaft ein paar Abwarte, zwei von andern Museen, einen von einer Bank und zwei von Schulen. In manchen Beziehungen haben die es vielleicht schöner, aber es gibt dann auch dort viel anderes. So in einer Schule sehen die Böden ja noch ganz anders aus, wenn

schlecht Wetter ist, und in einer Kantonsschule oder einer Gewerbeschule, wo die Schüler eigentlich schon erwachsen sind, ist es nicht etwa besser als bei den ganz Kleinen. Man muss nur einmal der Frau Hürzeler zuhören, wenn die erzählt, was man alles mit Gewerbeschülern erleben kann. Ich erinnere mich noch gut daran, wie sie es einmal der Frau Vogt gemacht haben, die auch bei mir putzt und die durch und durch ehrlich ist. Der sind die Detektive ins Haus gekommen, und sie hat zweimal aufs Verhör müssen, nur weil so ein aufgedonnertes Maitli behauptet hat, sie habe ihr einen Ring gestohlen, den habe sie abgezogen und über Mittag in ihrer Schublade des Nähzimmers vergessen, und am Nachmittag sei er nicht mehr dort gewesen und in der Zwischenzeit war nur Frau Vogt in dem Zimmer. Und wie ist es schliesslich herausgekommen? Drei Wochen nachher ist einmal im Waschraum das Wasser nicht recht abgelaufen, und wie der Abwart, der Herr Hürzeler, den Syphon öffnen will, liegt hinten auf der Röhre ein Ring. Da hat dieses Tüpfi wahrscheinlich beim Händewaschen den Ring auf das Lavoir gelegt, und er ist hinuntergefallen, und bis sie noch die Locken gedrückt und die Nägel poliert und die Lippen geschminkt und die Nase gepudert hat, vergass sie den Ring. Aber nachher eine ehrliche Person in Verdacht bringen, das macht dann nichts aus. Und als einmal alle Augenblicke Geld gestohlen wurde, haben sie sogar Frau Hürzeler selber verdächtigt. Frau Hürzeler selbst! Ich gebe es zu, es ist nicht auszudenken. Aber so traurig es ist, trifft es leider doch zu.

In dieser Beziehung haben wir es dann schon ruhiger.

Bei uns im Museum ist nur ein einziges Mal etwas weggekommen, und dabei waren die Sachen noch nicht einmal im Museum, sondern erst unten bereitgelegt, um sie später einmal auszustellen. Es sind runde Steine gewesen. Ein Herr hat sie uns aus Hinterindien geschickt. Einfach runde Steine. Aber der Herr Professor hat gesagt, es seien Beile. Ich hätte sie von andern Steinen nicht unterscheiden können. Aber eben, weil sie von Hinterindien gekommen sind, haben sie einen grossen Wert gehabt. Und eben, weil es halt Beile waren. Sie sind ziemlich lang unten herumgelegen. Man hat sie nicht einmal eingeschlossen, eben, weil es nur Steine waren. Aber dann, als der Herr Professor diesen Steinen ihr Plätzchen geben wollte, da waren sie auf einmal nicht mehr da. Fort, weg, verschwunden. Der Herr Professor hat schön gejammert. Er hat den Zeigefinger aufgehoben und gesagt:

« Das kann nur entweder ein Gelehrter oder ein Sammler gewesen sein. Ein gewöhnlicher Mensch hätte diese Steine nicht genommen. »

Der Herr Professor ist ein feiner Mensch. Ich sage immer zu meinem Mann: Wir haben es mit dem Museumsleiter gut getroffen. Es ist ein nobler Charakter. Er ist nie auf den Gedanken gekommen, dass wir uns an diesen Steinen vergriffen hätten. Ich meine, ein gewöhnlicher Mensch wäre ja auch nicht auf diesen Gedanken gekommen, eben, weil es für gewöhnliche Menschen Steine gewesen sind. Aber für ihn waren es Beile aus Hinterindien.

Es ist schon einfacher, man hat es nur mit dem Konservator des Museums zu tun, besonders, wenn es ein wirklich vornehmer Mensch, wie der unsere, ist. Wenn noch so ein Dutzend Lehrer glaubt, sie müssen dem Abwart auf die Finger sehen, dann ist es schon schwieriger. Der Frau Hürzeler ist es schon passiert, dass ein Lehrer behauptete, er habe « stehen lassen » an die Wandtafel geschrieben, wenn sie eine Zeichnung ausgewischt hat. Und wenn sie dieselbe stehen liess, so ist der gleiche Lehrer zum Direktor gelaufen und hat behauptet, der Abwart sei zu faul, um seine Pflicht zu tun. Wenn die Kreide rechtzeitig ersetzt wird, ist es Verschwendung, wenn aber einmal nur ein paar Stummel da sind, gibt es ein Geschrei, dass man ihm nicht einmal mehr rechte Kreide gönne.